

Teil 1

Ich konnte es nicht wissen, wollte es nicht wissen. Ich konnte nicht wissen, wie sehr Afrika mich berühren würde, mich beugen würde, mein Herz verändern würde, mir Hoffnung schenken würde ... und mein Kind verändern und mir ein anderes Kind geben würde.

Manchmal gibt es einen Ort, den du nicht kennst. Aber es gibt ihn trotzdem, auch wenn du nichts davon weißt. Wenn du an diesen Ort kommst, veränderst du dich, und du fragst dich, wie du leben könntest, ohne in dir davon zu wissen. Es ist wie eine dritte Dimension zu einer zweidimensionalen Fläche, Farbe zu Schwarzweiß, ein sechster Sinn zu nur fünf Sinnen.

Für einige sind solche Orte vielleicht in ihrem Kopf, Meilensteine der Heilung, Erinnerung, Offenbarung. Für andere, wie für mich, ist dieser Ort von physischer, geographischer Natur. Ich kann auf einem Globus auf ihn deuten, meinen Finger auf einer Landkarte auf die Stelle legen, meine Augen schließen und ich bin wieder dort und sehe wie eine fast blinde Frau, deren Augenlicht zurückkehrt, und bade in der Gewissheit, dass ich nur in der Dunkelheit die parallele Dimension wahrnehmen kann.

Vorher entging sie mir fast völlig, erhaschte ich nur kurze Blicke darauf. Jetzt weiß ich, dass es sie gibt und dass sie den Rest freigesetzt hat. Denn alles, was ich jetzt sehe, sehe ich mit Augen, die vorher nicht sahen, höre ich mit Ohren, die nicht hörten, und verstehe ich mit einem Herz, das nicht verstand ...

Miriam wurde von ihrem eigenen Lachen geweckt.

„Erzähle es mir.“ Owens Stimme. Sie schlug die Augen auf und sah ihn. Er hatte sich über sie gebeugt. Sie streckte einen Arm aus und schob ihn unter seine breite Brust. Jetzt fühlte sie überall seine Körperwärme.

„Erzähle mir den Witz. Was hast du gerade geträumt?“

Sie lächelte und stellte überrascht fest, dass sie nicht am Strand lag, an der Stelle, an die ihre Gedanken sie geführt hatten. „Ich ... ich kann mich an den Witz nicht erinnern.“

Eine Frau, die an einem fernen Ufer spazieren geht, das Rollen der Wellen im Gleichklang zu ihrer Seele. Das vertraute Bild ihres Traumes hatte sie immer noch vor Augen, aber das Lachen ... sie hatte keine Ahnung, woher das Lachen kam. Und jetzt, in der realen Welt mit Owen und der Sonne und der Brise vom Meer, in der sich die Baumwollvorhänge bewegten, kamen die Fragen, eine widerhallende Glocke, die ihre bewusste Welt und die unbewusste überbrückten, der Klang selbst ein Ruf von alters her.

War *sie* die Frau in ihrem Traum? An welchem Strand war sie gewesen? Aus welcher Richtung leuchteten die Strahlen der Sonne? Über welche Schulter fielen sie? In welche Richtung war sie unterwegs? Der Schatten der Frau ließ Miriam nicht los. In ihrem Traum warf die Sonne ihr Bild manchmal von links und manchmal von rechts, und das Schlagen der Wellen kam von gegensätzlichen Seiten. Ging die Frau in Richtung Osten oder Westen?

„Du träumst schon wieder.“

Sie konzentrierte ihren Blick auf sein geliebtes Gesicht, auf dem geführte und gewonnene Schlachten

ihre Spuren hinterlassen hatten. Seine Augen schauten sie liebevoll an. „Ja. Du hast recht. Entschuldige.“
„Komm zu mir.“

* * *

Später an diesem Morgen folgte Miriam dem gewundenen Weg von ihrem Ferienhaus an der Nordseite der Insel Kauai hinab zum Strand. Beide Hände waren schwer beladen – sie schleppte den kleinen Rucksack ihres Sohnes mit seinem Zeichenblock und seinen Stiften und ihre eigene Tasche mit juristischen Fachzeitschriften. Miriam war fest entschlossen, an diesen letzten Tagen ihres Urlaubs die meisten davon wenigstens durchzublättern. Auf diese Weise müsste sie nicht zugeben, dass sie sie umsonst den ganzen Weg von San Francisco bis hierher mitgeschleppt hatte.

An der Wegbiegung blieb sie kurz stehen und nahm ihren Schnorchel und die Taucherbrille in eine Hand, damit sie die andere Hand als Schirm an die Stirn legen konnte. Dort, gleich hinter dem Riff, in der Nähe der Klippe rechts konnte sie ihren Mann und ihren Sohn erkennen, die mit den Wellen auf und nieder schaukelten. Sie wusste, dass Martins Hand auf Owens Rücken lag. Während der ganzen Woche waren sie zu dritt immer wieder gemeinsam zu derselben Stelle geschwommen, um die Meeresschildkröten zu sehen. Der Gärtner hatte Owen von dieser Stelle erzählt, und Martin hatte sie als ihre ganz persönliche geheime Bucht beschlagnahmt, da niemand sonst dorthin schwamm.

Der Urlaub auf Hawaii war Owens Art, die vielen langen Tage und Wochen, die er in diesem Jahr fort gewesen war, wiedergutzumachen. Sein letzter Verhandlungsauftrag hatte jedes Mal viele einsame Wochen bedeutet, in denen er abwechselnd in Afrika und zu Hause gewesen war. Vor diesem Auftrag hatten die

gescheiterten Irlandverhandlungen ihm mehr zuge-
setzt, als irgendeiner von ihnen zuzugeben bereit war.
Er brauchte – sie brauchten – diese gemeinsame Zeit
fort von zu Hause.

Miriam eilte das letzte Stück des Hangs hinab. Blät-
ter, die größer waren als zwei Hände, streiften ihre
Wange. Unten angekommen, ließ sie ihre Sachen auf
den Strand fallen und watete in das warme Wasser mit
dem weißen Sand zwischen ihren Zehen. Sie spuckte in
ihre Taucherbrille und spülte sie mit Wasser aus. Dann
schob sie sie über die Locken, die ihre Ohren bedeck-
ten, und glitt ins Meer.

* * *

Martin sah es als Erster. „Schau, Papa! Mein Rucksack.“
Dann erblickte er die Sandalen seiner Mutter im Sand.
„Papa?“ Er drehte sich um und sah, wie sein Vater aus
dem Wasser stieg und wie ein Grizzlybär den Kopf
schüttelte.

„Was ist, Martin?“ Aber er schaute nicht einmal auf
den Strand.

„Mama. Sie ist im Wasser. Da draußen.“ Martin nahm
seine Taucherbrille nicht ab, da er durch das Glas, das
die gleiche Stärke wie seine Brillengläser hatte, besser
sehen konnte. Er drehte sich um und suchte den Hori-
zont ab. Hier am Strand waren die Wellen ruhig, aber
da draußen schlugen sie peitschend gegen das Riff. Die
Ebbe hatte eingesetzt, während sie schnorcheln waren.
Bei ihrem Rückweg hatte Martin bemerkt, wie schmal
der Durchgang durch das Korallenriff geworden war.
An einigen Stellen, durch die ihn sein Vater geführt
hatte, hätte er sich beinahe den Bauch aufgekratzt.

Jetzt konnte er die dunklen Umrisse sehen, die wie
große Felsbrocken zwischen den Wellen aufragten. Er
wusste, dass ein Mensch sich daran verletzen konnte.

Und er wusste noch etwas anderes: Die Ebbe würde den Wellen mehr Kraft verleihen. Wenn Mama zu ihrer geheimen Bucht hinausgeschwommen war, konnten die Wellen sie jetzt gegen die Felsen unten an den Klippen schmettern. Aus diesem Grund waren er und Papa zum Strand zurückgeschwommen.

Martin schüttelte den Kopf. Plötzlich wusste er, wusste er mit Bestimmtheit, dass seine Mutter in Gefahr war. Er wusste es, weil sein Herz viel schneller schlug, und er brüllte, so laut er konnte: „Papa!“

Sein Vater hatte sich bereits umgedreht und watete zurück zum Riff. Die Flossen an seinen Füßen schickten bei jedem Schritt kleine Wasserfontänen in die Höhe. Die Ebbe bedeutete, dass die Wellen draußen bei seinem Vater mehr Lärm verursachten. Falls er Martin gehört hatte, gab er das mit keiner Spur zu erkennen. Martin schrie wieder: „Papa! Ich komme mit!“

Dieses Mal drehte sich sein Vater um. Er schrie etwas zurück. Dann hielt er seine Hand hoch, die Handfläche zeigte auf Martin. Tränen vernebelten Martins Taucherbrille. Trotzdem sah er die Hand seines Vaters, die ihn aufforderte, stehen zu bleiben, und dann unmissverständlich zum Ufer deutete. Martin verstand, dass er am Strand bleiben sollte. Aber er wollte nicht. Die Brecher donnerten draußen gegen das Riff. Wie sollte sein Vater je auf die andere Seite durchkommen? Der Weg durch das Korallenriff wäre inzwischen verschwunden.

Martin schaute zu, wie sein Vater sich in die Brandung stürzte. Er konnte sehen, wie er gegen die Strömung ankämpfte. Er brüllte wieder und fühlte sich hin- und hergerissen. „Papa, bitte!“

Martin konnte nur eines denken: Was sollte er tun, wenn er seine beiden Eltern da draußen verlieren würde? Er schrie noch ein weiteres Mal. Seine sieben Jahre alte Stimme brach im Wind: „Warte auf mich! Papa! Komm zurück!“

Miriam entspannte sich im Rhythmus des exotischen Anblicks, der sich ihr unter der Wasseroberfläche bot. Die donnernde Brandung war wie eine Musik in der Ferne. Sie fühlte den Rhythmus des Wassers auf ihrem Rücken, ihren Beinen, und dachte: *Es muss ein Lied geben, ein Lied, zu dem sich die Bäume und Wellen und das Licht und der Wind bewegen. Ein Schlag, ein Takt nach dem anderen. Sie tanzen. Aber ich höre es nicht.*

Sie schwamm und schwamm und schaute. Sie sah eine völlig neue Welt, einen anderen Planeten, eine vierte Dimension. Korallenriffe, Schmetterlingsfische, gelb mit schwarzen Streifen und Punkten. Farben, von denen sie nie gewusst hatte, dass es sie gab, bis Owen letzte Woche das erste Mal mit ihr geschnorchelt war. Sie sah gestreifte Lippfische, Sonnenlicht, das nie stillstand; zwei Einhornfische, größere, kleinere, gepunktete; Zebrafische, die sich alle im Takt zur selben Strömung bewegten, und das schaukelnde Seegras.

Owens Worte kamen ihr in den Sinn: „*Kämpfe nicht gegen die Wellen an, schwimme mit ihnen.*“ Während sie sich vor- und zurückbewegte, auf und ab mit den Wellen, zurück und vor, vor und zurück, kam sie den Brechern auf dem Riff immer näher. Sie folgte dem Weg, den Owen ihr am ersten Tag gezeigt hatte, einem Weg zwischen den Korallen, der sie zu der Öffnung im Riff bringen würde. Dort müsste sie kräftig schwimmen. Miriam erinnerte sich an die Richtung: nach rechts, parallel zum Riff schwimmen, bis sie die Felsnase erreichte. Unten an der Klippe schwammen die Meeresschildkröten, die sie die ganze Woche begeistert hatten. Owen und Martin waren bestimmt überrascht, wenn sie plötzlich bei ihnen auftauchte.

Die Wellen trugen sie immer noch nach oben und nach vorne und nach unten und zurück, während sie

sich auf das Riff zubewegte. Miriam dachte: *Ich sehe die Fische, die zu diesem Takt tanzen, dessen Metrik ich nicht kenne. Und ich versuche, mich ihren Bewegungen anzupassen. Dieses Kaleidoskop von Farben, diese Sinfonie von Bewegungen. Und trotzdem irgendwie eine Ruhe. Eine andere Zeit.*

Eine andere Zeit, das war auf vielerlei Weise dieser Urlaub geworden – eine gestohlene Zeit, ihr Ort des Friedens. Hier hatten sie wieder die Zeit neu entdeckt, zusammensitzen und Martins vielen Geschichten zuzuhören, den Raum, gemeinsam zu schweigen. Wie gestern Abend, als Miriam sich zu Owen auf den Balkon gesetzt hatte, von dem man einen Blick über die Wellen und Palmen hatte. Gemeinsam hatten sie den vom Mond beschienenen Strand betrachtet. Das Licht hatte sich seinen Weg durch das Wasser und den Himmel gebahnt. Der Mond hatte herabgeschaut. Wolken hatten einen Hof um die Sterne gebildet, und das Licht war von Sandkorn zu Sandkorn gesprungen. Dann hatten sie an diesem Morgen von derselben Stelle schweigend die Brandung, die Bewegungen der Wellen, die Wellen auf dem Sand beobachtet und dem Brechen der Wellen und Donnern der Brandung gelauscht. Owen hatte auf etwas im Wasser gezeigt, und gemeinsam hatten sie den Schatten eines Fischeschwarms gesehen, der über den Meeresboden schwamm.

„Wie der Schatten einer Wolke“, hatte Miriam gesagt.

„Nein, wie Gottes Hand über der Oberfläche der Erde.“

Miriam hatte die Sehnsucht in seiner Stimme gehört. Das liebte Miriam an ihrem Mann am meisten: sein Dichterherz, das sich nach Frieden sehnte.

* * *

Owen mobilisierte seine ganze Kraft, um seinen Körper durch die Wellenbrecher zu werfen. Immer wieder schleuderten sie ihn zurück. Aber er schwamm mit der ganzen Kraft, die er aus seinen Armen und Beinen pressen konnte, mit dem Kinn auf der Brust, und kämpfte immer wieder gegen die Wassermauer an.

Er dachte nur an Miriam. Wenn die Gegenströmung mit einem solch tödlichen Griff an ihm zerzte, wie konnte *sie* dann eine Chance dagegen haben? Sie war zwar eine gute Schwimmerin, aber sie war schlank und zierlich ... und hatte nicht so viel Muskelkraft, um es mit der Strömung aufzunehmen.

Aber sie war stark. Owen kämpfte gegen die Panik an, indem er sich auf diese Stärke seiner Frau konzentrierte. Sie hatte eine andere Art von Kraft, wie eine eigensinnige Wurzel. Und sie kam so sehr aus ihrer Tiefe, dass es ihr selbst schwerfiel, sie zu sehen. Jedes Mal, wenn er versuchte zu beschreiben, was er in ihr sah, schaute sie weg und wechselte das Thema. Aber auch in solchen Augenblicken konnte er die Entschlossenheit erkennen, das Durchhaltevermögen, das aus ihrer Tiefe leuchtete.

Mein seltenes Juwel, hatte Miriams Vater, Ben, sie genannt. Ben Vree, der Diamantschleifer, der seine einzige Tochter mit einem Diamanten von tiefer und feiner Leuchtkraft verglichen hatte.

Owen hob zum hundertsten Mal den Kopf, um die Wasseroberfläche abzusuchen in der Hoffnung, irgendeine Spur von Miriam in der Brandung zu sehen. Seine Miriam, sein kostbarer Edelstein mit vielfarbigen Facetten, die er in ihren gemeinsamen acht Jahren erst angefangen hatte zu erforschen. *Zu kurz!* „Miriam!“, rief er laut.

Der Klang ihres Namens ließ ihr Bild vor seinem geistigen Auge auftauchen. Er klammerte sich daran, als könnte er sie irgendwie beschützen, wenn er ihr Bild

festhielt. Selbst während er gegen die Wellen ankämpfte, hörte er ihre sanfte Stimme, sah er das zarte Lächeln, die runden Augen in der Farbe von Mahagoni, aber mit winzigen blauen Funken durchzogen, die dunklen, kastanienbraunen Locken, die ihr Gesicht umrahmten und wie das Meer rochen. Er spürte ihre Sanftheit, irgendwo in der Nähe. Er betete mit jedem Schlag, dass Gott sie über Wasser halten würde.

Owen betrachtete den Horizont, sah aber nichts und niemanden. Dann wandte er sich zu der Wellenlinie um, die ihm den Blick aufs Ufer versperrte. Hier glaubte er, eine andere Stimme zu hören, eine Antwort auf seine eigene Stimme.

* * *

Salzwasser drang in den Schnorchel, als Miriam einatmete. Es brannte in ihrer Kehle. Sie warf den Kopf nach oben und nach hinten, um es auszuspucken. Erst jetzt sah sie, wie hoch die Wellen um sie herum waren. Miriam dachte an den Vollmond der letzten Nacht und erinnerte sich daran, dass dieser Mond extrem hohe Wellen verursachte. Ihr wurde bewusst, dass jetzt die Tageszeit für Ebbe und stärkere Strömungen war. Miriam musste stark gegen das Wasser ankämpfen, um die Arme über der Oberfläche zu halten und das Wasser aus dem Schnorchel zu bekommen.

Sie bewegte die Beine mit voller Kraft, um über dem Wasser zu bleiben, und fühlte, wie ihr Fuß gegen die messerscharfen Korallen stieß. Sie schrie auf, als der Schmerz an ihrem Bein nach oben zog. Die Bedrohung durch das Korallenriff war jetzt unübersehbar. Die Strömung trieb sie näher an das Riff heran. Miriam schaute durch das klare grüne Wasser nach unten und sah, wie eine dünne rote Spur von ihrem Fuß ausging.

Sie keuchte und zog die Knie zu ihrem Kinn hoch,

um sie vom Korallenriff fernzuhalten. Dann benutzte sie die Arme, um sich herumdrehen, dann noch einmal herum in dem Versuch, sich zu orientieren. Die Wellen waren so hoch, dass sie nur raten konnte, dass der Strand rechts von ihr war. Das bedeutete, dass sie nur noch ein kleines Stück weiterschwimmen musste, um die Wellenbrecher zu überwinden, in ruhigeres Wasser zu gelangen und dann zu der Klippe zu schwimmen, die sich genau vor ihr befinden musste. Sie vermutete, dass sie so weit vom Durchgang durch die Korallen weggekommen war, dass sie sich an einer seichten Stelle befand, an der das Riff knapp unter der Oberfläche war. Miriam schaute wieder nach unten. Dieses Mal erstarrte sie fast vor Schreck, als sie sah, wie das Blut wie eine Pilzwolke um ihre Knöchel schwamm und irgendwo unter ihr eine Gestalt näher kam.

Ich, ich schreibe das aus der Zukunft, aus einer Zeit, in der ich schreiben kann und lesen kann und in Sicherheit sein kann und weiß, dass ich heute Nacht nicht im Sand sterben werde.

Du hast mich gebeten, diese Geschichte aufzuschreiben, auf dem Papier zu erzählen, was mit mir passiert ist, was ich getan habe. Ich soll das zu meinem eigenen Besten tun. Ich will es nicht, aber ich werde es für dich aufschreiben. Du hast mir gesagt, dass nichts davon meine eigene Schuld ist. Aber was ich getan habe, ist so furchtbar. Ich kann nicht anders, ich habe das Gefühl, dass es meine Schuld war. Du erlaubst mir nicht, so etwas zu sagen. Deshalb tue ich das nur auf diesem Papier, in diesem grünen ledergebundenen Notizbuch, das du mir gegeben hast, damit ich die Fragen in meinem Kopf endlich loswerde und sie zum Schweigen bringe.

Wie kann Gott mir vergeben?

Wer bin ich?

Wo bin ich?

Diese letzte Frage ist die leichteste. Ich beantworte sie also als Erste. Und die Antwort ist wirklich sehr gut.

Da, wo ich jetzt bin, sitze ich auf einem Stuhl aus Holz an einem Tisch, der auch aus Holz gemacht ist. Ich bin

an einem Ort, den Gott wahrscheinlich vergessen hat, wieder mit sich in den Himmel zu nehmen. Überall um mich herum sind Bücher, Wände aus Büchern. Das kannst du mir glauben.

An der Decke und auf dem Fußboden sind keine Bücher. In meiner ersten Nacht hier, als ich es nicht besser wusste, schaute ich nach. Der Mann, der dieses Haus gebaut hat, hat extra Wände errichtet, nur um die Bücher unterzubringen. Es gibt sechsundzwanzig Reihen von diesen Bücherwänden. Ich habe sie gezählt.

Ich arbeite hier. Na ja, ich nenne es eigentlich nicht arbeiten. Nicht so, wie wenn man Säcke mit Hirse oder Blechanister mit Wasser schleppt oder sich den ganzen Tag in der Sonne zur Erde bückt, um Mais zu pflanzen. Was ich damit meine, ist: Ich werde dafür bezahlt, dass ich für diese Bücher ein Zuhause finde.

Jeden Abend nach meinem Unterricht komme ich hierher, und auf mich wartet ein Wagen mit Büchern. Ich fahre sie herum, zwischen den Wänden, und suche für jedes den richtigen Platz. Die Bücher, sie sagen mir mit einem Namen auf ihrem Umschlag oder einer Nummer auf dem Aufkleber auf ihrem Rücken, wo sie hingehören. Wenn ich damit fertig bin, gehe ich an einen Platz im hinteren Teil, wo Stühle und Tische eins sind und eine hohe Mauer jeden Platz umgibt, und

ich schlage meine eigenen Bücher auf, um ihre Botschaften in meinem Kopf abzubilden.

Du hast mich hierher an diesen Ort gebracht, und mein junges Herz eines alten Mannes ist glücklich. Warum muss ich diesen Ort verlassen, wo selbst nachts Licht scheint, und an den Ort gehen, wo ich diese Geschichte erzählen kann? Denn darum hast du mich gebeten. Dass ich zurückkehre, dass ich die Dunkelheit noch einmal für diesen kleinen Jungen suche, der die Augen fest zugeedrückt hat, die Hände vor den Augen zusammenhält und lernt zu beten.

Martin tauchte ins Wasser. Er wollte nicht allein zurückbleiben. Sein Vater hatte gesagt, dass er ein guter Schwimmer sei. Er würde einfach auf demselben Weg, auf dem sie ans Ufer gekommen waren, wieder hinausschwimmen. Alle diese Gedanken rasten durch seinen Kopf. *Ich kann das!*

Aber nach nur wenigen Armschlägen war er müde, und wieder vernebelten die Tränen das Innere seiner Taucherbrille. Er konnte die Korallen, vor denen er sich fürchtete, nicht sehen, und das machte alles nur noch schlimmer. Er hörte auf, weiterzuschwimmen, strampelte nur mit den Füßen und schaute sich um, aber er hatte seinen Vater völlig aus den Augen verloren. „Papa!“, schrie er. Aber es kam keine Antwort, nur das Donnern der tosenden Brandung.

Langsam schwamm er wieder zum Strand zurück. Es hatte keinen Sinn. Dann kam ihm der Gedanke, dass er Hilfe holen sollte. Er zog seine Flossen aus und nahm die Taucherbrille ab. Da fiel ihm ein, dass seine Brille im Ferienhaus lag. Das war jetzt nicht so wichtig. Er kannte den Weg. Martin begann, den steilen Hang hinaufzulaufen. Die Kieselsteine stachen schmerzhaft in seine Fußsohlen. Er rannte weiter, die Tränen liefen ihm über das Gesicht, aber er achtete nicht darauf. Er musste seinem Vater helfen, seine Mutter zu retten. Das musste er einfach.

An der Biegung auf dem Berg blieb er stehen, um nach Luft zu schnappen. Er beugte sich keuchend vor und legte die Hände auf seine Knie. Dann schaute er sich um, hinaus auf das Meer. Hinter dem Riff, in der Nähe der Klippe glaubte er sie zu sehen. Da draußen war eine Gestalt und bewegte sich auf den Wellen, aber

er konnte nicht deutlich genug sehen, um das mit Bestimmtheit sagen zu können. „Mama!“ Er schrie und winkte, wusste aber, dass sie ihn nicht hören konnte. Martin hielt seine offene Hand mit der Handfläche nach unten an die Stirn, um seine Augen zu beschatten. „Mama! Mama!“

Er war nicht einmal sicher, dass sie es war. Warum kam niemand den Weg herab, um ihm zu helfen? Martin kniff die Augen zusammen, er versuchte, mit seinen schwachen Augen klar zu sehen. Er glaubte zwei Dinge zu erkennen: Den blauen Badeanzug seiner Mutter in den Wellen gleich hinter der Klippe und eine andere Gestalt, größer, die auf seine Mutter zuschwamm, etwas, das hochstand ...

Martin wirbelte herum und raste den Hang hinauf. Auf dem Rasen zwischen den Ferienhäusern und dem Parkplatz begann er zu brüllen: „Hilfe! Hilfe! Bitte, jemand muss mir helfen!“

Er hielt den Atem an, damit er besser hören konnte, aber die einzige Antwort war das Rauschen des Windes in den Palmen. Martin lief den Weg zum Ferienhaus hinauf und versuchte, die Tür zu öffnen. Abgeschlossen! Das hätte er wissen müssen. Er musste die Notrufnummer wählen oder an seine Brille herankommen oder irgendetwas!

„Kann ich dir helfen?“

Er drehte sich um und sah den Gärtner. „Ja ... meine Mama ist in Schwierigkeiten ... da draußen ... und mein Papa ist zu ihr hinausgeschwommen, um sie zu retten. Ich bin nicht sicher, aber ich glaube, da war ein ... ich glaube, ich sah einen ...“ Er konnte das Wort nicht sagen. Wenn er es sagte, würde er es wahr werden lassen, ihm eine Form und Gestalt geben. Das Wort blieb ihm im Halse stecken und weigerte sich herauszukommen. Stattdessen deutete er zum Meer. „S-sie ist da draußen!“

Aber der Gärtner nickte nur. Martin kam näher, damit er dem Mann ins Gesicht schauen konnte. „Haben Sie einen Schlüssel für unser Ferienhaus?“

„Ich kann einen holen. Hör zu, deine Eltern sind gute Schwimmer. Ich bin sicher, dass ihnen nichts passieren wird. Und auf dieser Seite der Insel haben wir nur sehr selten Haie. Du kannst also nicht in euer Ferienhaus? Ich helfe dir. Komm mit.“

* * *

Sie wusste nicht einmal, dass es da war. Erst als sie nach unten schaute.

Miriam war es gelungen, sich aus der Strömung zu befreien und in Richtung des offenen Meeres hinauszuschwimmen und auf die Klippen zuzusteuern, aber das hatte sie ihre ganze Kraft gekostet. Sie hatte ihre Schwimmbrille auf die Stirn hochgeschoben, sodass sie sich alle paar Schläge herumdrehen und versuchen konnte, sich zu orientieren. Sie wechselte ab zwischen diesem kleinen Tanz und dem Versuch, sich auf dem Rücken treiben zu lassen, um sich auszuruhen, oder seitlich auf die Klippe im Meer zuzuschwimmen. Aber jetzt, da sie näher kam, wusste sie, dass sie es nicht wagte, der Klippe zu nahe zu kommen. Aus irgendeinem Grund schlugen die Wellen noch härter gegen die Felsen als gewöhnlich. Und die Strömung war so stark, wie Miriam sie noch nie erlebt hatte.

Sie schaute sehnsüchtig auf die Felsen am Grund der Klippe. Sie lockten sie, an ihre Seiten zu schwimmen und auf ihre runden Schultern zu klettern, von wo aus sie den Hang hinaufklettern könnte. Von dort, wo sie schwamm, konnte sie sogar das Ferienhaus sehen. So nahe, aber die Wucht der Wellen warnte sie, es nicht zu versuchen.

Ihre Muskeln drohten sich zu verkrampfen, und

Miriam wusste, dass sie nie genug Kraft aufbringen würde, um gegen die Brandung zurückzuschwimmen. Ihre Chancen, die Lücke im Korallenriff zu finden, die zu ihrem Strand zurückführen würde, standen eins zu einer Million. Sie war eindeutig zu müde, um an der Küste entlang zum nächsten Strand zu schwimmen. Sie konnte jetzt nichts anderes tun, als warten – warten, bis sie wieder genug Kraft hätte, um zurückzuschwimmen ... oder bis Hilfe käme.

Blieb weg von den Klippen, weg von dem Korallenriff. Miriam murmelte diesen Plan leise vor sich hin und spuckte Salzwasser aus, obwohl sie tief in ihrem Inneren wusste, dass sie sich nur etwas vormachte. So einfach war es nicht. Denn jedes Mal, wenn sie sich auf dem Rücken ausruhte und versuchte, wieder ruhiger zu atmen, trieb die Strömung sie auf das Ufer zu. Dann befand sie sich näher an der Klippe und trieb über viele vorstehende Korallen. Als ihr Fuß sich das zweite Mal daran schnitt, schrie sie.

Panik breitete sich in Miriam aus. Panik und Blut. *Ebbe* – diese plötzliche Erkenntnis erklärte ihr, warum alles so schiefgelaufen war. Miriam kämpfte gegen die Panik an; trotzdem zwang die Angst sie, sich in eine zusammengerollte fötale Stellung zu begeben, die Knie eng unter ihr Kinn angezogen, sodass die Korallen das nächste Mal ihr Knie aufschnitten.

Blut überall um sie her. Im offenen Meer. *Hier draußen werde ich nie überleben!* Eine Veränderung der Wasserfarbe unter ihr erregte ihre Aufmerksamkeit. Miriam schaute nach unten, konnte aber durch die unruhigen Wellen, die ihr ins Gesicht klatschten, keinen klaren Blick bekommen. Sie holte tief Luft, da sie nicht im Wasser treten konnte, wenn die Korallen so nahe waren, tauchte den Mund ins Wasser, während ihre Hände nach oben gingen, um die Taucherbrille wieder über ihre Augen zu ziehen und dann die Haare aus der Stirn

und aus der Taucherbrille zu wischen. Schnell steckte sie das Mundstück des Schnorchels in den Mund und blies die ganze Luft aus ihren Lungen, um das Wasser aus dem Schnorchel zu beseitigen.

Miriam schaute nach unten und sah, wie die Korallen auf sie zusprangen. Sie fühlte sich, als hätte sie einen Elektroschock bekommen, als sie begriff, dass sie ihnen tatsächlich so nahe gekommen war, nur noch um Armeslänge entfernt. Sie blinzelte zweimal, holte tief Luft und atmete langsam aus.

„Entspanne dich.“ Owens Stimme. „Schau der Angst ins Auge – auf diese Weise kannst du besser sehen.“

Miriam bemühte sich, die Welt unter sich zu betrachten: Die sich bewegenden Farben lösten die trübe Oberfläche ab, die sie einen Augenblick vorher noch so verwirrt hatte. Sie legte sich ganz flach auf das Wasser, um sich über die Korallen treiben zu lassen. Ihr auf dem Wasser schaukelnder Körper kratzte sich nicht einmal an der Spitze der Korallen. Das ruhige Schaukeln der Unterwasserpflanzen zog sie in seinen Rhythmus. Sie begann, mit den Armen wieder auf das offene Meer hinauszuschwimmen, wagte es aber wegen der Korallen nicht, die Beine zu bewegen.

Erst als Miriam nach rechts unten schaute, sah sie einen Schatten, der so lang war wie ihre Beine. Er glitt auf etwas zu, das wie eine Höhle aussah, gleich hinter ihrem Blickfeld, und schlüpfte hinein.

* * *

Owen schwamm parallel zum Ufer auf die Klippe zu. Er hatte die Taucherbrille über den Augen und das Kinn auf der Brust. Er steuerte seinen Atem so, dass er bei jedem dritten Armzug atmete. Sobald er die Brecher bezwungen hatte, erblickte er Miriam. Immer noch in der Nähe der Klippe, viel zu nahe. Er wusste, wohin

er schwimmen musste, aber er musste schnell dorthin kommen. Deshalb konzentrierte er seine ganze Energie auf die Schwimmzüge und sorgte dafür, dass jede Beinbewegung, jeder Zug mit seinem Arm ihn so nahe wie möglich an seine Frau heranbrachte.

Owen versuchte, alles andere aus seinem Kopf zu verbannen. *Armzug, Armzug, Armzug, Atmen.* Vor seinen weit offenen Augen eilten die Farben und Formen des Meeresbodens unter ihm wie ein Stummfilm vorbei.

* * *

Miriam erstarrte. Sie hatte die Arme vor sich und an den Ellbogen abgewinkelt, ihr Körper schaukelte mit den Wellen. Salzwasser brannte in ihren Schnittwunden. Sie hoffte, die Wunden hätten aufgehört zu bluten, wagte es aber nicht, nachzusehen. Sie fühlte einen scharfen Schmerz in ihrer Seite, einen Druck in ihrer Brust, und ließ langsam die Luft entweichen, die ihre Lungen fast zum Platzen brachten. Sie legte den Kopf schief und sah, wie der Ozeanboden sich zu einer schmalen Rinne zusammenzog. Die Gestalt war verschwunden. Die Felsen verschwanden unter Miriam, als sie weiterschwamm. Das Braun wich einem dunklen Grün, dann einem hellen Grau. Sie kam sich vor wie ein Flugzeug, das immer höher flog, während der Meeresboden unter ihr immer mehr in der Tiefe verschwand, bis sie ihn fast nicht mehr sehen konnte.

Ein Teil des Klippenbodens brach los und schwamm direkt auf Miriam zu. Sie erstarrte erneut, hielt den Atem an, atmete dann erleichtert aus, als sie erkannte, dass es nur eine Meeresschildkröte war, die unter ihren Füßen ihre Kreise zog. Sie schaute zu, wie das Tier tief tauchte. Dann schwamm sie ihm langsam nach. Dabei fielen die Korallen wie ein böser Traum hinter ihr ab. Einmal drehte sich das ungefähr dreißig Zentimeter

lange Geschöpf unter ihr herum. Die Flossen bewegten sich anmutig, während es im Zeitlupentempo durch das Wasser schnitt. Miriam konnte die Moosflecken an den Kanten seines Panzers erkennen. Aus einem schuppigen Gesicht schauten Augen ausdruckslos in ihre Richtung.

Das nächste Mal, als Miriam aufschaute, stand die Klippe weit rechts von ihr. Sie hatte eine andere Strömung erwischt und schwamm jetzt so weit hinaus aufs Meer, wie sie noch nie gewesen war. Sie wusste, dass hier das Wasser sehr tief war – sie konnte nicht einmal mehr den Grund sehen. Aber sie war froh, dass keine Korallen mehr da waren. Sie streckte ihre Beine nach unten, wackelte mit den Zehen und wollte den Krampf aus ihrer Wade vertreiben.

Etwas Weiches, Nasses stieß gegen ihre Schulter. Miriam keuchte, fuhr herum, schluckte Salzwasser und schrie auf.

„Endlich habe ich dich gefunden“, keuchte Owen.

Er hielt sie fest, so fest, dass sie kaum atmen konnte.

Owen sprach aus, was sie selbst dachte: „Wir hatten Angst, wir würden dich verlieren.“

Seine Worte brachten ein nervöses Lachen über Miriams Lippen. „Ich wusste, dass du kommen würdest“, sagte sie. Er hielt sie fest und ihre Beine traten jetzt im selben schweigenden Rhythmus auf der Stelle.

Owen blieb während des langen Rückweges an ihrer Seite und hielt leicht ihre Hand. Sie bewegten sich mit den Beinen zum Ufer zurück und legten die Arme an den Seiten an. Als sie das, was von dem schmalen Durchgang durch das Korallenriff übrig geblieben war, erreichten und Miriam fühlte, wie ihre übermüdeten Muskeln sich vor Angst verkrampften, schwamm Owen vor ihr her, sodass sie nichts weiter tun brauchte, als seinen Flossen zu folgen.

Am Ufer taumelten sie in den Sand. Sie konnte kaum noch stehen. Sobald sie wieder bei Atem war, fragte Miriam: „Owen, wo ist Martin?“ Sie sah, wie ihr Mann hochschaute und dann wieder auf das Meer hinausblickte, als hätte er gerade das Echo eines Rufes gehört.

„Er rief mir nach“, murmelte Owen.

Miriam wollte die Worte nicht sagen, wollte diesem Gedanken keinen Raum in ihrem Kopf geben. Deshalb fragte sie: „Was rief er?“

„Dass ich auf ihn warten sollte.“ Owen trat ein paar Schritte auf das Wasser zu, als wollte er wieder hinausschwimmen.

Miriam fühlte, wie sich die Muskeln in ihrem Magen verkrampften. *Nein*. Instinktiv trat sie neben ihn und schaute auf das Meer hinaus.

„Suchen Sie jemanden?“

Die Stimme überraschte beide. Miriam fuhr herum und erblickte einen Mann mit asiatischen Gesichtszügen, der sie beide freundlich anlächelte. Er stand dort, wo noch vor ein paar Sekunden nur der Schatten der Palmzweige gewesen war.

Miriam öffnete den Mund, um ihm zu antworten, aber keine Worte wollten über ihre Lippen kommen.

Sie merkte, wie ihr Tränen über die Wangen liefen. *Nein, nicht Martin.*

„Warum weinen Sie? Wen suchen Sie?“, fragte er noch einmal und sah jetzt besorgt aus.

Owen trat vor. „Unseren Sohn. Er ist sieben Jahre alt, blond, hat Augen wie ich. Normalerweise trägt er eine Brille, aber ich bin sicher, dass er seine Taucherbrille aufhatte, als er von hier wegging. Sie sind der Gärtner, nicht wahr?“

Miriam beobachtete dieses Gespräch wie aus weiter Ferne. Sie war zu erschöpft, um sich daran zu beteiligen. Owens Nähe gab ihr Sicherheit. Er überragte den Gärtner. Seine blaugrauen Augen waren dunkel und verrieten seine Besorgnis. Seine Schultern waren nach vorne gebeugt. Seine Stimme war ruhig, und er bewegte die Hände wie ein Zauberer. *Wenn irgendjemand eine Situation in den Griff bekommen kann, dann ist das Owen*, sagte sie sich. Sie sagte es sich zweimal.

Der Gärtner lächelte wieder: „Er ist in Sicherheit. Schauen Sie.“ Er deutete nach oben auf die Klippe. Miriam hörte die Kinderstimme, bevor sie ihren Sohn sah. Martin rief ihnen von ihrem Ferienhaus zu. Sie entdeckte ihre Veranda zwischen den anderen Ferienhäusern und sah seine kleine Gestalt, die ihnen mit beiden Händen zuwinkte, rief und jubelte und dabei aufgeregt beide Arme bewegte.

* * *

Als sie wieder in ihrem Ferienhaus zurück war, hielt Miriam Martin fest und fragte sich, ob das Zittern in ihren Armen von ihren Muskeln oder von seinen kam. „Was ist, Martin?“, fragte sie.

„Ich hatte so große Angst, dass ...“

„Dass was, mein Sohn?“ Sie fühlte wieder Owens Arme um sich, um sie beide. Jetzt konnte sie sich auf

den hellen wasserblauen Teppich niederknien und den Mut finden, Martin in die Augen zu schauen und den Schmerz zu verkraften, den sie dort finden würde.

„Nichts.“

„Martin, du wirst uns nicht verlieren.“ Miriam hörte dieses Versprechen aus Owens Mund. Sie sah, wie Martin nickte, und war dankbar, dass Owen bereit war, die Gedanken des Jungen zu lesen. Miriam stand auf und ging zur Küche.

Dann hörte sie Martin sagen: „Papa?“ Die Besorgnis in seiner Stimme ließ sie herumfahren. Sie wunderte sich über den überraschten Blick, der über Owens Gesicht zog.

Er atmete schwer, keuchte. „Meine Brust brennt.“ Er rieb mit der Faust über die Haut, massierte die Stelle, aber es schien nur schlimmer zu werden.

Miriam schaute ihren Mann an, einen großen, kräftigen Mann mit rotblonden Haaren, die allmählich dünner wurden, einen Mann in blauroter Badehose, schaute ihn wie erstarrt an, während das Gesicht, das nicht mehr nach dem ihres Owen aussah, rot wurde und sein Mund sich vor Schmerz und Verständnislosigkeit verzog. Er legte den Kopf schief, streckte die Hand nach einer nicht vorhandenen Mauer aus und glitt langsam, langsam zu Boden.

Bevor ich noch irgendetwas anderes schreibe, muss ich diese Worte aufschreiben: Gott hat mich wirklich gesegnet. Das sind sehr gute Worte.

Also, wo bin ich? Zuerst war ich in der Dunkelheit, und jetzt bin ich im Licht. Dank deiner Hilfe bin ich in Sicherheit. In diesem neuen Land. Keine Krokodile schwimmen in den Seen. Hier tragen Frauen Hosen. Manchmal ist in der Hühnersuppe nicht das winzigste Stückchen Fleisch. Hier gibt es so viele Autos, so viele Häuser. Hier kann ich in meinem Zimmer mit einem kleinen Kästchen an der Wand die Wärme der Sonne bestimmen. Hier esse ich dreimal am Tag statt nur einmal oder überhaupt nicht. Das nächste Mal, wenn du mich besuchst, zeige ich dir, wie ich staubsaugen kann. Ich bin so glücklich. Hier gibt es keine Skorpione, keine Malaria. Meine Tage hier sind so ausgefüllt mit Unterricht und Arbeit, wie sie vorher leer waren. Aber du wirst keine Klagen über diese Fülle aus meinem Mund hören, denn ich bin jung, und hier habe ich Gelegenheit, meine Chance zu nutzen.

Trotzdem schmeckt Brot hier nicht wie Brot. Und Fleisch schmeckt nicht wie Fleisch. Was ist dieser Hamburger? Ich schäme mich auch über einige

Dinge, die ich die Studenten zu den Professoren sagen höre. Und ich werde hier kein Mädchen ansprechen! Nein! Einige sind so kühn und sprechen mich an, aber dann laufe ich weg, denn das müssen böse Mädchen sein. Ja, du wirst jetzt sagen, dass Mädchen hier anders sind und dass es eine andere Kultur ist. Aber ich weiß, dass eine ehrbare Frau sich bescheidener verhalten sollte.

An manchen Tagen ist mein Kopf morgens im Bett so schwer. Er sagt: „Bleib hier!“ Und das tue ich dann auch. Ja, es gibt Tage, an denen ich Probleme habe, aus dem Bett zu kommen, um meine Arbeit zu erledigen oder zum Unterricht zu gehen.

An diesem Ort bin ich der Hausmeister, derjenige, der das Gepäck auslädt oder auf einem Flughafen Koffer schleppt. Ich bin der Taxifahrer, ein Kellner, ein Junge, der im Hotel die Schuhe putzt. Ich bin Bibliotheksassistent.

Siehst du die Männer und Frauen an diesen Orten? Siehst du sie jetzt, wie sie den Tisch decken oder dein Bett machen, dir helfen, aus einem Parkplatz zu fahren? Schau jetzt den Schatten ihrer selbst an, das, was sie waren, was sie hätten werden können. Soll ich sie dir vorstellen, die Brüder und Schwestern wie ich selbst, damit du ihnen ein nettes Wort sagen, eine Berührung schenken oder sie anlächeln kannst, wie Gott sie anlächelt? Das sind die Mitglieder

unserer Familie, die ein zweites Leben geschenkt bekamen, die heute Nacht nicht im Staub sterben werden.

Siehst du, wo ich bin? Siehst du meine Geschichte? Was siehst du?

Der Pilot gab die Flughöhe bekannt, und Miriam dachte, wie leicht es doch gewesen war, ihren Flug zu ändern. Owens Diplomatenpass hatte auch seine Vorteile. Sie konnte sich nicht einmal daran erinnern, wie sie ihre Sachen gepackt hatte oder wie sie zum Flughafen gekommen waren. Ein kurzer Flug zur Hauptinsel und jetzt dieser vierstündige Rückflug nach San Francisco.

Es war mitten in der Nacht und sie sollte eigentlich schlafen, aber sie fand keine Ruhe. Das Surren der Flugzeugmotoren machte Martin nicht müde. Sie konnte hören, wie er mit der Frau, die neben ihm saß, plauderte, einer freundlichen älteren Dame, Typ Großmutter. Er hatte ihr gerade den Inhalt seines Rucksacks erklärt und saß jetzt da und erzählte ihr seine Lebensgeschichte, wie es schien. Miriam lauschte seinem Bericht und musste lächeln. Wie schnell er die Angst dieses Nachmittags vergessen hatte.

„Wie ich heiße? Martin O’Neill ... Ich bin 1985 geboren und bin also sieben ... Mein Vater macht Frieden, und meine Mutter findet Zeug heraus ... ich bin jetzt in der zweiten Klasse. Ich lerne zurzeit Schreibschrift, aber ich lese schon Sechstklässlerbücher. Mama sagt, ich habe lesen gelernt, als ich fünf war. Sie sagt, sie haben es mir nicht beigebracht. Ich habe es einfach gekonnt ... Ich zeichne gern ... Ich will einen Hund, aber Mama sagt, das wäre dem Hund gegenüber nicht fair, weil wir in der Stadt wohnen und öfter wegfahren. Was ich *wirklich* will, ist ein Computer ... Ich habe zwei gute Freunde, Pete und Matt. Petes Papa ist mein Fußballtrainer. Wir drei haben unsere Carrerabahnen zusammengebaut und ein großes Rennen auf dem Boden in unserem Keller veranstaltet ... Mein Lieblingsfilm ist

Jurassic Park.“

„Martin, versuch doch noch einmal zu schlafen, ja?“
Miriam lächelte die Frau auf der anderen Seite ihres Sohnes an. „Danke, dass Sie sich mit ihm abgegeben haben.“

„Wie bitte? Ich kann Sie nicht verstehen!“

Als Miriam ihre Worte wiederholte, bemüht, lauter zu sprechen, antwortete die Frau: „Kein Problem. Er ist ein guter Junge. Ein wenig aufgeregter, aber zweifellos ein guter Junge.“

„Ja.“ Miriam ging der Gesprächsstoff aus, als Martin seinen Kopf auf das Kissen auf ihrem Schoß legte. Innerhalb weniger Augenblicke wurde er schläfrig. Sie fuhr mit den Fingern über seine Schläfe und strich ihm die Haare glatt. Seine rote Haarfarbe war jetzt fast ausgebleicht, erinnerte sie aber immer noch an Owens Haare. Goldbraune Sommersprossen waren auf Martins Nasenrücken verteilt, eine Spur Brotkrümel führte bis zu seinen Augen. Vorsichtig nahm sie ihm die Brille ab und stellte fest, wie viel kleiner seine Augen ohne die Brille aussahen. Es gelang ihr, ihm die Brille abzunehmen und in ihre Brusttasche zu stecken, ohne ihn aufzuwecken.

Miriam fühlte sich beobachtet, blickte auf und lächelte die ältere Dame wieder an, die freundlich nickte und sich schließlich wieder auf ihre Zeitschrift konzentrierte. Miriam drehte sich zu Owen um, der rechts neben ihr saß und ein abgegriffenes grünes Taschenbuch in der Hand hielt.

„Was liest du da?“, fragte Miriam vorsichtig. Sie wusste, dass er nur ungeduldig würde, wenn sie ihn ihre Besorgnis spüren ließe. Aber so sehr sie auch versuchen mochte, sich zu entspannen, konnte sie trotzdem nicht verhindern, dass ihre Gedanken zu den Ereignissen dieses Tages zurückwanderten.

* * *

Die Sanitäter brauchten keine fünf Minuten zu ihrem Ferienhaus. Als sie kamen, war Owen schon wieder bei Bewusstsein. Sie sagten, er habe sich wahrscheinlich den Kopf am Wohnzimmertisch angestoßen und dadurch das Bewusstsein verloren. Aber er hatte trotzdem einen leichten Herzinfarkt erlitten, was durch die Geräte im Krankenwagen und später im Krankenhaus bestätigt wurde.

„Wir haben alle nötigen Untersuchungen vorgenommen, können aber keinen bleibenden Schaden feststellen“, hatte der Arzt ihnen erklärt, als er schließlich zu ihnen kam und mit ihnen sprach. „Zum Glück war der Infarkt sehr, sehr klein. Da sich Ihr Zustand eindeutig stabilisiert hat und es keine weiteren Symptome zu geben scheint, würde ich vorschlagen, dass Sie so bald wie möglich nach Hause fliegen, damit Ihr eigener Arzt, der Sie kennt, Sie weiterbehandeln kann. Manchmal vertragen Menschen von Ihrer Statur die Hitze nicht so gut. Das kommt noch dazu.“

* * *

Jetzt im Flugzeug spürte Miriam immer noch die große Erleichterung. Die Änderung ihrer Pläne hatte ihren Urlaub nur um wenige Tage abgekürzt. Es war kein Problem gewesen, an einem Wochentag abzureisen. Das alles ließ Miriam ungesagt. Stattdessen fuhr sie mit der Hand über seinen Arm und vergewisserte sich, dass er wirklich neben ihr saß.

Owen blickte als Antwort auf ihre Frage auf. „Etwas, das Mitte der fünfziger Jahre geschrieben wurde, eine Sammlung afrikanischer Schriften mit dem Titel *Afrikanische Stimmen*. Hör dir das an: ‚Denn als wir von den Engländern ergriffen wurden, waren wir froh. Aber

wenn ich an mein Zuhause dachte, weinte ich. Trotzdem, weil Sklaverei in anderen Gebieten des Landes ein sehr hartes Leben ist und weil wir dort nichts von Gott wissen – obwohl wir ihn kennen, aber weil wir ihn nicht gut anbeten können – und vielleicht weil die Europäer keine Menschen verkaufen, aus diesen Gründen sind wir froh.“

Miriam kniff die Augen zusammen. „Ein Sklave?“

„Ja. Wirklich erstaunlich. Diese Worte schrieb ein Junge in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Er wurde von einem Sklavenschiff vor der Ostküste Afrikas aufgegriffen. Ein britischer Kreuzer rettete ihn und andere und brachte ihn dann in eine Schule auf Sansibar. Dieser Junge schaffte es. Und er schrieb seine Geschichte auf. ‚Obwohl wir ihn kennen.‘ Kannst du dir vorstellen, was das heißt?“

Miriam schüttelte den Kopf und beugte sich über Owens Seite, um das Buch besser sehen zu können. „Wie fängt es an?“

Owen sagte: „Was ich dir vorgelesen habe, war der Schluss. Hör zu: ‚Seit ich mein eigenes Land verlassen habe, eigentlich seit ich geboren wurde, habe ich meine Mutter nie gesehen oder gekannt.‘“

Miriam verzog die Lippen und fragte sich, ob sie das wirklich hören wollte. Owen brach ab und klappte das Buch zu. „Ich würde dich sehr gern einmal dorthin mitnehmen.“

„Wohin? Nach Sansibar? Wir kommen gerade aus dem Urlaub. Meinst du, wir könnten einen weiteren überleben?“

Sie lächelten beide, und Miriam fiel auf, dass er sich das erste Mal entspannte, seit sie aus dem Wasser gestiegen waren. Er hob ihre Hand hoch und fing an, ihre Finger zu streicheln, einen nach dem anderen. Keiner von ihnen schien über die Ängste sprechen zu wollen, die sie an diesem Tag ausgestanden hatten. Stattdessen

sagte Owen: „Nein, nach Afrika. Das Licht ist wie an keinem anderen Ort auf der Welt. Bernsteinfarbenes Licht, weißt du, ein wenig ähnlich wie das Licht, das wir im Herbst sehen. Und die Farben – es ist, als wärest du dein ganzes Leben lang mit einem Filter über den Augen herumgelaufen, und dann, wenn du in Afrika landest, noch während du die Stufen vom Flugzeug hinabsteigst, öffnet sich ein völlig neues Farbspektrum vor dir. Die Farben springen dich an und ergreifen Besitz von deiner Seele.“

Miriam lachte. „Oh, ich liebe dich“, flüsterte sie.

Er sprach weiter. Seine Stimme war atemlos. „Und die Kinder. Als wären das Licht und die Farben noch nicht genug, sind da noch die Kinder – sie sind einfach unglaublich. Und klug. Wenn diese Kinder lächeln, willst du ihnen die Welt geben.“

Miriam erinnerte sich, dass sie eine Nation mit schönen Kindern schon einmal gesehen hatte. „Noch schöner als die Iren?“ Sie dachte an die leuchtenden Haare, die Sommersprossen, die herrlichen grünen Augen, die sie während ihrer Flitterwochen so oft auf dieser Insel begrüßt hatten.

„Noch schöner als ich.“ Owen führte ihre Hand an seine Lippen.

* * *

Nach dem Film schaute Owen neben sich und hob die Armlehne hoch, um Miriams Kopf auf seine Schulter zu legen. Als er ihren gleichmäßigen, ruhigen Atem hörte, seufzte Owen und schüttelte leicht den Kopf. Wie knapp war er davongekommen?

Er hatte gehört, dass Christen in China die Frage stellten: „Ist heute der Tag?“ Sie meinten damit nicht: *Ist heute der Tag, an dem ein Regierungsagent sich in meine Hausgruppe einschleicht und ich wegen meines Glau-*

bens verhaftet werde? Oder: Ist heute der Tag, an dem ich im Gefängnis gefoltert werde? Ihre Frage bedeutet: Ist heute der Tag, an dem ich heimgehe und in Jesu Armen sicher bin?

Als sich die Muskeln um sein eigenes Herz verkrampften, hatte Owen nicht einmal Zeit gehabt, irgendwelche Fragen zu stellen. Erst jetzt, als die Gefahr vorbei war und die drei zusammen in der dunklen Stille des Flugzeugs saßen, hatte er Gelegenheit, sich zu fragen: *Wie nahe war ich dem Himmel tatsächlich?* Zwischen tiefer Dankbarkeit und einer starken Sehnsucht hin- und hergerissen, beugte Owen den Kopf.

Als er die Augen wieder aufschlug, wurde Owen bewusst, wie oft er allein flog und auf dem Platz neben ihm sein Laptop stand oder ein völlig Fremder saß. Er seufzte wieder. In den acht Jahren, seit er verheiratet war, hatte er noch keine Lösung gefunden, wie er seine Schuldgefühle wegen der langen Zeit, die er immer wieder von seiner Familie fort war, loswerden konnte. Ein internationaler Vermittler war von Natur aus viel auf Reisen. Das gehörte zu seinem Beruf. Aber nach dem Scheitern der Irlandgespräche im letzten Jahr fühlte sich Owen getrieben, sein Versagen wiedergutzumachen. Vielleicht hatte er es in Mosambik übertrieben, überlegte er jetzt. Hatte ihm sein Herz das sagen wollen?

Vielleicht hätte er Mosambik überhaupt nicht übernehmen sollen. Mit seiner düsteren Geschichte von drei Jahrzehnten Krieg war es nicht gerade der beste Ort für einen Friedensvermittler, der einen guten Eindruck hinterlassen wollte. Aber Owen liebte es, Risiken einzugehen. Das war eine der Eigenschaften, die ihn zu einem guten Verhandlungsführer machten. Die beinahe aussichtslose Situation für einen Friedensabschluss in Mosambik hatte ihn damals gereizt, als er eine persönliche Kompensation für all das, was in Irland schief-

gelaufen war, gebraucht hatte.

Niemand sonst hatte Mosambik übernehmen wollen. Und Owen hatte sich auf der ganzen Welt einen so guten Namen gemacht, dass er sich die meisten seiner Aufträge selbst aussuchen konnte. Obwohl er normalerweise als Vermittler für das amerikanische Außenministerium arbeitete, wurde er problemlos vom Dienst freigestellt und konnte als internationaler Verhandlungsführer unter dem Banner der Vereinten Nationen arbeiten.

Bei diesem Gedanken lächelte Owen. „Internationaler Verhandlungsführer“ klang zu kompliziert für das, was er tat, was er gern tat. Eigentlich tat er nichts anderes, als Menschen zum Reden zu bewegen. Menschen zusammenzubringen – das gab Owen Energie.

„Was motiviert Sie?“, hatte ein Reporter ihn in einem der wenigen Interviews gefragt, die er gegeben hatte – seine übliche Strategie war es, sich aus den Schlagzeilen herauszuhalten. Er hatte damals geantwortet, was er immer noch fühlte. Das, wonach er sich mehr als nach allem anderen sehnte, war Frieden. Ein dauerhafter Frieden in Ländern, in denen Konflikte die Gesellschaften auseinandergerissen hatten. Länder wie das Land seiner Geburt – wo er vor einem Jahr so spektakulär versagt hatte. Bei der Erinnerung daran runzelte er die Stirn.

Eine seiner schlimmsten beruflichen Ängste war es immer gewesen, dass er bei seinen Verhandlungen unbewusst jemandem in die Hände spielte und dessen heimliche Pläne förderte. Genau das war im letzten Jahr bei den Irlandgesprächen in London geschehen. Als er glaubte, Frieden sei endlich in Sicht, hatte er wider besseres Wissen sogar die IRA an den Tisch geholt, nur um zu erfahren, dass sie nicht die geringste Absicht hatten, irgendwelche Kompromisse einzugehen, und dass sie nie ihre Waffen hergeben würden. Und dann

hatte er mit ansehen müssen, wie die Gespräche scheiterten, weil sie die Verbindung seines Vaters und seiner Schwester zur IRA ins Spiel bringen konnten ... das war hart gewesen. Die Tatsache, dass er schon vor Jahren alle Verbindungen zu seiner Familie abgebrochen hatte und sein Leben dem Kampf um Frieden widmete, hatte keinen auch nur im Geringsten interessiert.

Er hatte seine Lektion gelernt. Nie wieder würde er mit persönlichen Feinden verhandeln. Leider konnte man keine Karriere wie Owen machen, ohne sich Feinde zu schaffen – selbst in den eigenen Reihen.

Owen wusste, dass ihm das Außenministerium einige Freiheiten zugestand, weil er die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen hatte. Zwei Pässe zu haben hatte seine Vorteile, und er konnte sich wegen seiner Erfolge mehr erlauben als die meisten anderen. Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass seine klare Stellungnahme zu dem, was er „Feind-unseres-Feindes-Politik“ nannte, ihm einige starke Gegner einbrachte – schon lange vor den Irlandgesprächen.

Er stand in dem Ruf, ein Verhandlungsführer zu sein, der sich weigerte, Kompromisse einzugehen, wenn es darum ging, die Seiten zu wechseln. Er lächelte trocken. Vielleicht hätte er sich einfach still weigern sollen, die Seiten zu wechseln. Stattdessen hatte er offen diese Politik verurteilt, die sich drehte und wendete und sich mit einem beliebigen Land anfreundete, das zufällig der Feind des zum jeweiligen Zeitpunkt gerade schlimmsten Feindes war. Ob das Manuel Noriega in Panama war – um die Kommunisten in Schach zu halten – oder in den 80er-Jahren die islamistischen Fundamentalisten in Afghanistan – um die Sowjets in Schach zu halten. Amerika hatte Saddam Hussein an die Macht gebracht, um während des Geiseldramas den Iran in Schach zu halten. Der Golfkrieg im letzten Jahr, als Saddam zum Feind wurde, hatte dann den Iran auf den Freundes-

stuhl katapultiert.

Owen wusste, dass dieser Prozess hier nicht enden würde. Ihm wäre nichts lieber, als arbeitslos zu werden. Keine Kriege, keine Notwendigkeit für Verhandlungen und Verhandlungsführer. Aber auch wenn er vielleicht so naiv war, für einen dauerhaften Frieden zu arbeiten, war er nicht so dumm zu glauben, irgendwann wären Profitgier und Macht nicht mehr die motivierenden Faktoren hinter den Ereignissen auf dieser Welt. Die Mächtigen der Welt, die hinter den Fernsehpolitikern die Fäden zogen – *ihnen* war ganz und gar nicht an einem dauerhaften Frieden gelegen. Im Gegenteil, normalerweise lag es in ihrem Interesse, die Konflikte am Brennen zu halten. Immer wieder hatte Owen erleben müssen, wie Friedensverhandlungen genau aus diesem Grund ins Leere liefen. Waffen waren heutzutage ein gutes Geschäft, Öl und Diamanten waren noch besser. Großmächte wechselten ungefähr alle zwanzig Jahre die Seiten, und diese Veränderungen garantierten einen Markt für Krieg – und den Arbeitsplatz für Verhandlungsführer.

Nach den Irlandgesprächen hatte er angefangen, sich zu fragen, ob es an der Zeit sei, aufzugeben und wieder Vorlesungen zu halten. Oder vielleicht würde er tatsächlich anfangen, das Buch zu schreiben, von dem er schon seit Jahren sprach. Die Wahrheit war, dass ein Mann einen verlorenen Kampf – selbst einen lebensnotwendig wichtigen Kampf – nur eine begrenzte Zeit führen konnte.

Aber dann kam Mosambik.

Die Friedensverhandlungen in diesem von Kämpfen zerrissenen Land hatten in den letzten Monaten fast seine ganze Zeit und Energie gekostet. Aber was dort jetzt geschah, gab ihm genug Ansporn, um noch eine Weile weiterzumachen. Dieses Land, seine Menschen, seine Geschichte, seine Entscheidungen zugunsten ei-

nes dauerhaften Friedens hatten alle Theorien und Statistiken und Projekte über den Haufen geworfen.

Der Frieden war noch nicht da, aber er würde kommen. Er konnte ihn schon am Horizont sehen, konnte ihn fast schmecken. Ein fester Rahmen war geschaffen. Die Verhandlungen liefen in der Endphase so gut, dass er es sogar wagte, die Gespräche zu verlassen und mit seiner Familie in diesen dringend benötigten Familienurlaub zu fahren.

Was zurzeit in Mosambik geschah, kam einem Wunder des Himmels gleich. Und Owen wusste besser als die meisten, wie selten das in einer Welt war, die von Feinden und Feindesfeinden besessen war.

Miriam schob die Schiebetür des Vans zu und hob die letzten Taschen auf. Dann begann sie, die Stufen zu ihrer Haustür hinaufzugehen. Sie blieb stehen und sog die Luft ein, die von der Bucht herüberwehte. Sie genoss es, Owen dabei zu beobachten, wie er sich bückte und eine verblühte gelbe Rose von einem der Sträucher abbrach, die entlang der Hausvorderseite Wache standen. Sein Herzinfarkt schien genauso weit weg zu sein wie die Tropen.

„Komm, ich helfe dir.“ Owen kam die Stufen herab und nahm ihr die Koffer ab. Sie biss sich auf die Zunge, um nicht zu sagen, dass er sich schonen sollte.

Miriam konnte durch die offene Haustür das Telefon klingeln hören. Martin stürmte ins Zimmer, um den Hörer abzunehmen. Als sie das Haus betraten, lächelte sie über die begeisterte Stimme ihres Sohnes. „Hallo. Martin O’Neill ... Hallo! ... Ja, gut. Nein, kein Problem ... Ja, gerade eben ... Okay, tschüss.“

Miriam schloss die Tür hinter sich.

„Und?“, fragte Owen. Er schaute den Stoß Briefe durch, die auf dem Tisch im Eingang lagen. Der Stoß lag dank Miriams bester Freundin, Sue, hier, die sich um das Haus gekümmert, die Blumen gegossen und die Post hereingeholt hatte. Miriam ging in die Küche und öffnete den Kühlschrank. Sue hatte sicher auch daran gedacht, ihn aufzufüllen. Miriam nahm sich vor, ihre Freundin anzurufen und sie als Dank zum Essen einzuladen, sobald sie die schmutzige Wäsche, die sich in ihren Koffern zu vervielfältigen drohte, gebändigt hatte.

Als sie ins Wohnzimmer kam, hörte sie, wie Martin Owens Frage beantwortete. „Das war Trainer Ander-

son. Er sagte, wir hätten morgen ein Fußballspiel, und fragte, ob ihr uns fahren könnt. Ich habe gesagt, das ginge klar.“ Er grinste.

Owen schaute zu Miriam hinüber und verdrehte die Augen. „Willkommen daheim.“

* * *

Die Schule begann eine Woche später und damit der unerbittliche Rhythmus von Miriams vollem Terminplan. Jeden Morgen verließ sie um sieben Uhr das Haus, um in der Anwaltskanzlei zu arbeiten, in der sie als freie Mitarbeiterin tätig war. Owen, der sein Büro zu Hause hatte, brachte Martin zur Schule und holte ihn nachmittags wieder ab. An diesem Abend fand sie, als sie nach Hause kam, Martin in Owens Büro. Sie sank aufs Sofa und seufzte: „Einmal Hawaii bitte.“

„War es ein schwerer Tag im Büro, Schatz?“ Owen blickte von seiner Tastatur auf und lächelte sie liebevoll an.

Miriam nickte. „Martin, wie war dein erster Tag in der zweiten Klasse?“

„Ganz gut, aber wir haben ein paar dumme Mädchen in der Klasse, die die ganze Zeit quasseln. Deshalb mussten wir nachsitzen.“

Miriam warf Owen einen fragenden Blick zu, der unbeirrt weitertippte. Obwohl er nur die zwei Zeigefinger benutzte, legte er ein ziemlich schnelles Tempo an den Tag. „Dumme Mädchen?“, fragte sie nach.

„Total“, antwortete Martin und versetzte dem Globus einen so kräftigen Stoß, dass er fast umfiel.

„Und haben diese dummen Mädchen vielleicht auch etwas zu dir gesagt?“, bohrte Miriam weiter.

Jetzt blickte Owen auf und nickte ihr zu. Die Erde drehte sich so schnell, dass sie aussah, als würde sie jeden Augenblick von ihrer Umlaufbahn abkommen.

„Martin?“

„Nein. Na ja ... ein wenig ... ja. Sie haben einfach keine Ahnung vom Zeichnen.“

„Verstehe“, sagte Miriam.

Martin sprang auf und schnappte sich die kleine Schachtel mit bunten Pinnnadeln, die immer auf der Ecke von Owens Schreibtisch stand. Er kletterte auf die kleine Trittleiter mit den Rollen und rollte hinüber an die andere Wand mit der riesigen Weltkarte. Ohne ein Wort zu sagen, legte er den Finger auf Kalifornien, dann zog er ihn über den Pazifik, bis er Hawaii fand und dann Kauai. Er steckte eine Nadel an die Stelle. „Schau, Papa. Jetzt warst du hier auch schon. Mama, Papa und ich machen heute Abend Tacos. Ich rufe jetzt Matt an.“ Damit schoss er zur Tür hinaus.

Miriam betrachtete die Pinnnadeln, die über der Landkarte verteilt waren. „Er ist anstrengend. Und ich bin gerade erst heimgekommen. Hast du verstanden, wovon er redet?“ Sie beugte sich vor, um aus ihren Pumps zu schlüpfen.

„Oh ja.“ Owen grinste sie an. „Total.“

* * *

Am Mittwochabend ging Miriam die Treppe hinauf, um Martin ins Bett zu bringen. Er sprang so hoch auf seinem Bett herum, dass er die Decke berührte. „Martin, du machst das Bett noch kaputt. Komm schon, gönn deiner alten Mutter eine Verschnaufpause.“

Er lachte und wedelte ihr mit einem leeren Pyjamaärmel ins Gesicht. „Ich bin das einarmige Monster, das gekommen ist, um dich zu holen.“ Er zog seine Unterlippe ein und schob gespenstisch die Schneidezähne vor.

„Ich habe noch nie ein Monster in einem Astronautenschlafanzug gesehen. Was ist mit deinem Arm pas-

siert, du einarmiges Monster?“

„Ich habe ihn gegessen!“ Er sprang zu ihr hinüber und knurrte. Miriam packte Martin und warf ihn auf sein Bett. Sie kitzelten sich gegenseitig, bis Miriam schreien musste, er solle aufhören. Lachend und außer Atem stellte sie ihm die üblichen Fragen. „Hast du dir deine hübschen Zähne geputzt, Dracula?“

„Natürrrrlich.“ Er zog die Nase kraus, als wolle er sie in den Nacken beißen.

„Sind deine Hausaufgaben alle gemacht und hast du Lesen geübt?“

Er nickte. „Und ich habe gebadet. Ich war *wirklich* schmutzig.“

Sie lächelte. „Okay, dann wird jetzt geschlafen.“

„Was ist mit Beten?“, fragte Martin.

Miriam wusste, dass dies nur sein üblicher Versuch war, Zeit zu schinden. Sie fühlte sich ausgelaugt. Wie konnte es erst Mitte der Woche sein? „Okay“, nickte sie. „Du betest dieses Mal.“

„Nein, *du*.“

„Also gut. Mach die Augen zu“, willigte Miriam ein und sagte dann das Gebet „Müde bin ich, geh zur Ruh“ auf.

„Aber ich will das Gebet mit Feuer und Drachen“, protestierte Martin, als sie fertig war.

„Was ist denn das?“

„Das betet Papa immer.“

„Papa kann es das nächste Mal wieder ...“

„Habe ich da meinen Namen gehört?“ Owen steckte den Kopf ins Zimmer.

„Ja!“, klatschte Martin in die Hände.

„Ach, ich hatte ihn gerade so weit.“ Miriam bedachte Owen mit einem missbilligenden Blick, den er ignorierte.

„Er schläft jetzt auch gleich ein, nicht wahr? Ich kam nur kurz, um ihm einen Gutenachtkuss zu geben.“

„Papa, kannst du mit mir beten? Mamas Gebete sind einfach nicht so wie deine.“

Miriam runzelte die Stirn. Das fehlte ihr jetzt gerade noch.

„Mamas Gebete *sind* so wie meine“, antwortete Owen.

„Nein, mach nur“, forderte sie ihn auf. „Ich möchte dieses Gebet von Feuer und Drachen auch hören. Ich dachte, das wäre der Name von diesem Computerspiel, das du dauernd haben willst.“ Miriam stand auf, um Owen Platz auf dem Bett zu machen, und lehnte sich mit verschränkten Armen an die Wand.

„Ach, es ist einfach ein Gebet, eine Sammlung genau genommen, aus der Liturgie der irischen Kirche. Mir gefiel es als Kind – meine Mutter betete es beim Schlafengehen immer für mich, als ich in Martins Alter war – und ich dachte, Martin könnte es auch gefallen. Also, mach die Augen zu. ‚Erleuchte unsere Dunkelheit, Herr, wir bitten dich; und beschütze uns in deiner Gnade vor dem Bösen, vor Feuer und Drachen und den Gefahren dieser Nacht; um der Liebe deines einzigen Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus willen.‘“

Bevor Owen es sagen konnte, rief Martin: „Amen! Und jetzt das Lied.“

Owen schüttelte den Kopf. „Nein, dafür ist es heute zu spät.“

„Was für ein Lied?“, erkundigte sich Miriam.

„Es ist eigentlich ein altes irisches Kirchenlied aus dem achten Jahrhundert. ‚Sei mein Licht.‘“

„Oh“, murmelte sie. „Das habe ich schon gehört, glaube ich.“

„Natürlich hast du es schon gehört. Wir singen es in der Kirche. Aber heute Abend singen wir es nicht mehr.“

„Dann sprich den Segen“, bettelte Martin. „Den Segen.“

„Was hast du getan? Ihm das ganze Gebetbuch beigebracht?“, fragte Miriam.

Owen wirkte verlegen. „Nur meine Lieblingsgebete. Das ist alles. Also gut, mach jetzt die Augen zu.“ Owen legte die Hand auf Martins Kopf. „Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden; und der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes sei allezeit mit dir.“

Wieder rief Martin: „Amen!“

Owen schaute zu Miriam hinüber, die nur nickte. „Ja, du hast recht“, sagte sie. „So könnte ich nie beten.“

Martin streckte die Arme aus, und Owen umarmte ihn. Dann war Miriam an der Reihe. Schließlich drehte sie das Licht aus.

Während sie sich nach unten beugte, um die Spülmaschine einzuräumen, hörte Miriam, wie Owen in die Küche kam und fragte: „Äh, war das in Ordnung? Du sahst verärgert aus, als ich in Martins Zimmer kam. Stört dich etwas?“

Sie richtete sich auf und stellte sich dieselbe Frage. Sie griff nach hinten und rieb sich einen Muskel. Sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich glaube nicht. Ich habe einfach nachgedacht, während ich dich mit Martin beobachtete.“

„Und worüber hast du nachgedacht ...?“

„Über nichts. Einfach ... meinst du nicht, dass du es ein wenig übertreibst? Ach, vergiss es. Machen wir lieber die Küche sauber.“

Owen schaute Miriam fragend an, aber sie ging nicht auf seinen Blick ein.

„Kann ich ein Glas Wasser haben?“ Bei Martins Stimme drehten sich beide um. Er stand in der Küchentür und rieb sich die Augen, als sei er gerade aufgewacht.

Miriam seufzte. Aber bevor sie etwas sagen konn-

te, hob Owen die Hand. „Ich kümmere mich darum. Komm jetzt, junger Mann. Hör auf, Zeit herauszuschlagen zu wollen. Ab jetzt ins Bett. Das ist mein Ernst.“ Er holte ein Glas aus dem Schrank, während Martin wieder die Treppe hinauf lief.

* * *

Als Owen wieder nach unten kam, lag Miriam lang ausgestreckt auf dem Sofa. Er hoffte, sie wäre jetzt besser gelaunt als vorher.

„Ich muss verrückt sein“, sagte sie. „Du weißt, dass ich überlegt habe, wir könnten noch ein zweites Kind bekommen?“

Er setzte sich und zog ihre Beine auf seinen Schoß. Dann begann er, ihre Füße zu massieren. Ihm gefiel ihr leises Stöhnen. „Was wolltest du sagen?“

„Ja. Noch ein Kind. Und du sagtest, wir sollten warten und beten. Gut, ich habe bis jetzt gewartet, und ich denke immer noch, dass wir es vielleicht tun könnten. Was meinst du?“

„Ich hätte nichts lieber als das, Miriam. Das weißt du. Aber ich mache mir um dich Sorgen. Du arbeitest hart, und du liebst deine Arbeit. Du bist ausgezeichnet bei dem, was du tust, und du willst noch besser werden. Aber du arbeitest auch hart daran, eine Mutter zu sein, und du bist streng zu dir selbst. Es stört mich nicht, dass du zurzeit länger arbeitest, wenn ich zu Hause bin. Ich genieße die Zeit mit Martin. Aber es ist schon so viel, was wir auf die Reihe bekommen müssen, und du setzt dich stark unter Druck. Ich stehe hinter dir, egal, wie du dich entscheidest. Ich sage, mach es, aber du sagst jetzt schon, dass es so viel ist. Wie wäre es dann mit zwei Kindern?“

„Wenn ich wüsste, dass ich damit rechnen kann, dass du so wie jetzt zu Hause bist, wäre das eine große Hil-

fe“, sagte Miriam.

Bei Owen regte sich das bekannte Gefühl, wenn seine Muskeln sich verspannten. Die Worte schlüpfen ihm über die Lippen, obwohl er wusste, wie sie darauf reagieren würde. „Das kann ich dir nicht versprechen. Du weißt, dass ich das nicht kann.“

„Und ich darf dich nicht darum bitten, nicht wahr?“
Miriam stand auf und verließ das Zimmer.

* * *

Am Sonntagnachmittag nach dem Gottesdienst sprang Martin zwischen seinen Eltern hin und her, begeistert, dass er sie hatte überreden können, am Strand spazieren zu gehen. Er hatte seinen Ball mitgebracht. Sein Vater zog eine Linie im Sand und begann dann jeden, der vorbeiging, zu fragen, ob er mitspielen wolle, Skateboardfahrer und Leute, die ihren Drachen steigen ließen, und andere Spaziergänger.

Martin hüpfte zuerst auf dem einen Fuß auf und ab und dann auf dem anderen und hörte zu, wie sein Vater es tatsächlich schaffte, Leute dazu zu bewegen, stehen zu bleiben und ihm zuzuhören. „Hätten Sie Lust, bei einer der schönsten Sportarten, die je erfunden wurden, mitzumachen?“

„Wir kennen ihn nicht“, sagte Martin zu ihnen. Seine Mutter schüttelte den Kopf. Aber die Leute lachten, und bald hatten sie zwei Mannschaften aus lauter Fremden gebildet.

Sein Vater ging die Mittellinie auf und ab, warf den Ball in die Luft und sprach in betont starkem irischem Akzent. „Ich würde nie sagen, dass amerikanischer Football kein großartiger Sport wäre. Aber diese Sportart ist noch fantastischer. Haben Sie wirklich noch nie von gälischem Football gehört? Nein? Na, dann lächelt der gute St. Patrick heute besonders freundlich auf uns

alle herab.“

Den restlichen Nachmittag verbrachten Martin, seine Mutter und mindestens zwanzig andere Sonntags-spaziergänger damit, sich im Sand zu rollen, während sein Vater sie in die Feinheiten des gälischen Football einführte. Seine Mutter nannte es „eine Kreuzung aus der barbarischeren Seite des amerikanischen Football, Rugby und Schlammwrestling“. Als das Spiel vorbei war, beobachtete Martin, wie mehrere Leute tatsächlich ihre Telefonnummern austauschten. Es gefiel ihm, wie sein Vater Menschen zusammenbringen konnte und diese tatsächlich Freunde wurden.

Martin klammerte sich fest an die Hand seines Vaters, als man sich verabschiedete. Er lächelte alle an und war stolz darauf, dass er mehr Sand auf den Beinen und Armen hatte als die anderen.

Der letzte Mann, der sich verabschiedete, hatte eine Brille wie Martin. Er hatte wirklich schlecht gespielt und vergessen, dass er den Ball auch mit den Händen berühren durfte. Jetzt ging er auf Martins Mutter zu und sagte: „Ich kenne Sie.“

Martin schaute seinen Vater an, der ebenfalls fragend dreinsah. Also gingen sie ein wenig näher, um besser hören zu können. Seine Mutter war gerade damit beschäftigt, sich den Sand von den Knien zu wischen. Sie richtete sich auf und bedachte diesen Mann mit ihrem Anwaltslächeln. „Wirklich?“

„Wirklich?“, fragte Papa. Alle lachten.

„Ich meine, wir kennen uns *jetzt*, Abe, aber kannten wir uns vor diesem Tag auch schon?“, fragte Mama.

Martin ließ die Hand seines Vaters los und begann seinen großen Zeh durch den Sand zu ziehen. Er zog Linien um die drei Erwachsenen und zwischen ihnen.

„Sind Sie nicht die Schachdame?“

Martin blickte zu seiner Mutter hinauf und sah, dass sie errötete. Er blieb stehen. „Mama, du bist eine

Schachdame?“

„Ja, Martin“, sagte der Mann, den sie Abe genannt hatte. „Sie weiß wahrscheinlich nicht, dass wir sie so nennen, aber ein paar Freunde und ich spielen oft Schach im Park. Deine Mama kommt manchmal um die Mittagszeit vorbei, und meine Freunde sagen, dass bis jetzt niemand sie schlagen konnte. Ich hatte noch nicht den Mut, sie zu einem Spiel herauszufordern. Aber ich habe ihr beim Spielen zugeschaut, und sie ist hinterhältig, Junge.“

Mama lachte über den überraschten Blick, den ihr sein Papa zuwarf. „Ich wusste, dass du gut bist“, sagte er. „Mich hat sie schon oft genug geschlagen“, erzählte er Abe und Martin. „Aber ich wusste nicht, dass du das mit anderen auch machst.“ Er legte einen Arm um sie.

„Sie bringt mir gerade das Schachspielen bei“, sagte Martin stolz.

„Würdet ihr bitte aufhören, über mich zu reden, als wäre ich nicht hier?“, bat Mama.

Abe drehte sich zu Martin um. „Dann kannst du von Glück sagen, denn ich könnte deine Mama als Lehrerin gut gebrauchen. Ich bin im Schach noch schlechter als beim gälischen Football.“ Martin gefiel es, als alle das lustig fanden, aber seine Mama sah immer noch ein wenig verlegen aus.

Als Abe gegangen war, schlug Martin seinen Eltern vor: „Machen wir einen Spaziergang?“ Als sie einverstanden waren und jeder eine Hand von ihm nahm und sie ihn dann in die Höhe schwangen, überlegte Martin, dass jetzt vielleicht ein guter Zeitpunkt wäre, nach einem Eis zu fragen.

* * *

Als Miriam am Montagabend von der Arbeit nach Hause kam, hob sie das klingelnde Telefon ab, bevor

der Anrufbeantworter sich einschaltete. Sie hörte ein leises Knacken in der Leitung, dann sagte eine tiefe Stimme: „Madam, ich würde gern Mr Owen O’Neill sprechen. Mein Name ist Marcos Duarte, ich rufe aus Maputo an. Hier ist es sehr früh am Dienstagmorgen. Ich habe die ganze Nacht versucht durchzukommen.“

Owen tauchte in dem Augenblick aus seinem Büro neben dem Wohnzimmer auf, als sie sagte: „Einen Augenblick bitte.“ Miriam nickte Owen zu. „Für dich. Willst du hier sprechen, oder soll ich den Anruf lieber zu deinem Telefon im Büro umstellen?“

„Ich spreche hier. Warum?“

Bevor sie antworten konnte, kam er durch das Zimmer auf sie zu. Sie formte *Mo-sam-bik* mit dem Mund und reichte ihm das Telefon. Dann setzte sie sich aufs Sofa und wartete. Sie hoffte, ihre Vermutung wäre falsch, wusste aber genau, was dieser Anruf bedeutete. Gerade als sie anfang, sich daran zu gewöhnen, dass Owen wieder zu Hause war, als sie anfang, sich darauf zu stützen, dass er da war, und es sogar als selbstverständlich hinnahm, würde er sie wieder verlassen. Miriam hörte ungeniert zu, da sie wusste, wenn Owen das stören würde, hätte er den Anruf in sein Büro gelegt.

„Ja. Ja, Marcos, ich verstehe ... Da lässt sich bestimmt etwas machen ... Was? Meinen Sie, das wäre in jedermanns Interesse? ... Ah, ich verstehe. Nun, ich kann es versuchen ... Natürlich ... Warum? ... Verraten Sie mir, warum Sie Ihre Meinung geändert haben? ... Ah.“

Owen hörte eine ganze Weile schweigend zu, dann nickte er und sagte in regelmäßigen Abständen: „Verstehe, ja“, während er in das kleine Notizheft, das er immer in seiner Hemdtasche trug, etwas kritzelte. Schließlich lachte er. „Nein, nein, das ist überhaupt kein Problem ... Ich verstehe ... Ja, natürlich werde ich das ... Sie wissen, dass ich das immer tue. Hören Sie, wie geht es Ihrem Sohn? Ich habe gehört, dass er letzte

Woche aus dem Krankenhaus kommen sollte? ... Oh, sehr gut. Dann gibt es zu Hause eine Feier ... Ja. Richtig. War noch etwas? ... Gut ... Ja. Danke, auf Wiedersehen.“ Er legte auf und machte sich noch mehr Notizen.
„Warum hast du gelogen?“, fragte sie leise.
Er verzog das Gesicht. „Was meinst du damit?“
„Du hast gesagt, es sei kein Problem.“